

Kapitel 1

In dem Sommer, in dem ich dreizehn wurde, dachte ich, ich hätte einen Mann getötet.

Wenn man noch ein Kind ist, dann ist das eine ziemlich erdrückende Last. Doch es überraschte mich überhaupt nicht, dass es ausgerechnet während des Sommers passierte. Alle schrecklichen Dinge, die mir je zugestoßen waren, schienen sich in einem jener langen, heißen Monate ereignet zu haben.

In dem Sommer, in dem ich fünf wurde, starb meine Oma Rose an einem Herzinfarkt, gerade als das Feuerwerk zur Feier des Unabhängigkeitstages begann. In dem Sommer, in dem ich sieben wurde, rannte mein Hund Skippy mit einem Landstreicher davon und sprang mit ihm auf einen Zug nach Baltimore. In dem Sommer, in dem ich elf wurde, zerstörte eine große Dürre die Maisernte meiner Familie und es gab keinen frischen Mais zu meinem Geburtstag. Es hatte sonst immer frischen Mais zu meinem Geburtstag gegeben, denn gekochter Mais vom Feld meines Vaters war mein Lieblingsessen.

Obendrein sind die Sommer hier im Süden immer lang, heiß und schwül. Sie ziehen sich wie Kaugummi und machen alles noch langsamer als sonst. Und so erscheinen einem im Sommer schlimme Dinge noch schlimmer.

Die Angst und die Schuldgefühle des Sommers im Jahre 1932 sind mir noch im Gedächtnis, als wäre es gestern gewesen. In jenem Jahr hatten wir unerträgliche Temperaturen und wir steckten in Schwierigkeiten, doch diesmal waren es irgendwie andere Schwierigkeiten als sonst. Es war der Anfang einer Zeit, in der ich begriff, dass schlimme Sachen sich zum Guten wenden können, auch wenn es manchmal einige Zeit dauert, bis man das Gute sieht.

Der Tag, an dem ich dreizehn wurde, war einer von diesen Tagen, an denen die Luft so dick ist, dass sie über dem Teer der Hausdächer flirrt. Es war die Sorte Tag, an dem einem das Zirpen der Zikaden in den Ohren dröhnt und alles nach Gras riecht.

Meine Mutter bereitete gerade alles für meinen Geburtstag vor, als

ich ihr eröffnete, dass ich in diesem Jahr auf keinen Fall eine Wassermelone auf meinem Geburtstagstisch sehen wollte.

„Dieses Jahr sind ein paar besonders gute dabei“, sagte sie zu mir. „Du musst sie ja nicht essen.“

„Aber dann bespuken die Jungs uns wieder mit den Kernen, so wie jedes Jahr“, erwiderte ich wütend. „Und sie haben es immer besonders auf mich abgesehen, weil es mein Geburtstag ist.“

„Ich sage ihnen, dass sie das lassen sollen“, sagte meine Mutter geistesabwesend. Sie hatte die Stirn in Falten gelegt, wie sie es immer tat, wenn sie sich konzentrierte, und las sich das Rezept noch einmal genau durch.

Ich wusste, dass sie mit mir schimpfen würde, wenn ich sie jetzt nicht in Ruhe ließ, aber ich versuchte es trotzdem noch einmal. „Sie hören bestimmt nicht auf dich.“

„Die Jungs werden auf mich hören müssen, wenn sie etwas zu essen bekommen wollen“, erwiderte sie und murmelte dann etwas von Öl.

„Sie hören doch noch nicht einmal auf die Lehrerin in der Schule, Mama.“

Das war ein Satz zuviel gewesen. Ich trat schnell einen Schritt zurück, als meine Mama nach einem Holzlöffel griff. Sie stemmte eine Hand in die Hüfte und schaute mich ärgerlich an. „Jessilyn Lassiter, so redest du nicht mit deiner Mutter. Und jetzt mach, dass du rauskommst, sonst gibt es heute keine Kekse.“

Ich wusste, dass ich keine Chance mehr hatte, sie umzustimmen, deshalb ging ich nach draußen und setzte mich auf meine Schaukel. Wenn Gott uns an meinem Geburtstag noch nicht einmal eine kleine Brise gönnte, dann würde ich eben selbst dafür sorgen. Ich begann also zu schaukeln, damit zumindest ein bisschen Wind über mein Gesicht fuhr. Viel war es nicht, aber es reichte, um mich etwas abzukühlen.

Kurz darauf sah ich, wie Gemma aus dem Haus kam. Sie trug eine große Wassermelone und ein langes Messer. Ich wusste sofort, dass ihre Mama sie rausgeschickt hatte, um die Melone aufzuschneiden. Gemmas Mutter half meiner Mutter im Haus und ihr Vater arbeitete mit meinem Vater auf den Feldern. Manchmal half Gemma ihrer Mutter bei der Arbeit und ich bekam immer ein schlechtes Gewissen, wenn sie die Aufgaben erledigte, die ich eigentlich tun sollte.

Deshalb ließ ich jetzt meine Füße über den trockenen Boden schlei-

fen, um mich etwas abzubremsen. Dann hüpfte ich mit einem großen Sprung von der Schaukel. Eine gewaltige Staubwolke wirbelte auf.

Ich schlenderte zu dem Gartentisch hinüber, an dem Gemma die grüne Melone hin und her rollte, um die richtige Stelle zum Einschneiden zu finden. „Ich wette, die ist für meine Feier.“

„Das hat deine Mutter jedenfalls gesagt.“

„Kommst du auch?“

„Meine Mama erlaubt mir doch nie, zu deinem Geburtstag zu kommen.“

„So? Wie wär's, wenn du heute zum ersten Mal kommst. Es ist immerhin meine Feier, oder?“

„Meine Mama sagt immer, dass sich das nicht gehört. Ich bin schließlich nur die Tochter von eurer Haushaltshilfe.“

„Deine Mama und dein Papa arbeiten hier schon solange ich denken kann. Du gehörst praktisch zur Familie, jedenfalls sehe ich das so. Ich habe keine Großeltern mehr und nichts.“

Gemma warf mir einen spöttischen Blick zu. „Wann hast du das letzte Mal ein schwarzes und ein weißes Mädchen in derselben Familie gesehen?“

Ich zuckte mit den Schultern und beobachtete, wie sie das Messer in die Melone stach. Wir sprangen beide ein Stück zurück, um den Saftspritzern auszuweichen.

„Riecht so, als wäre es eine besonders gute“, sagte Gemma, als uns der süße Duft mit dem ersten Luftzug des Tages entgegenwehte.

„Ich sehe nur die vielen Kerne, mit denen mich die Jungs bespuken werden.“

„Warum lässt du dich von den Jungs so herumschubsen?“

„Das mache ich doch gar nicht. Ich wehre mich immer und schubse zurück. Aber sie sind alle größer als ich. Was soll ich denn machen? Mich mit ihnen prügeln?“

„Wahrscheinlich nicht.“ Als Gemma weiterschnitt, plumpste ein Stück Melone auf den Tisch. Gedankenverloren steckte sie es sich in den Mund. „Ich werde nie verstehen, warum Jungs immer so gemein sein müssen.“

„Ich glaube, das gehört zum Jungssein dazu.“ Ich half Gemma, indem ich die Melonenscheiben auf einen großen Teller stapelte. Dabei versuchte ich so viele Kerne wie möglich aus den Scheiben zu pulen,

obwohl meine Hände ganz schmutzig waren. „Du kommst so um zwei Uhr“, sagte ich mutig zu Gemma. „Ich Sorge dafür, dass du Kuchen und Limonade bekommst. Du bist meine beste Freundin. Du musst zu meiner Feier kommen.“

Gemma legte einen Finger auf ihre Lippen und versetzte mir einen Stoß in die Rippen, als ihre Mutter an uns vorbeiging.

„Gemma Teague“, sagte ihre Mutter, „arbeitet ihr auch, oder schwatzt ihr nur?“

„Ich habe nicht wirklich etwas zu tun, Miss Opal“, erwiderte ich. „Deshalb habe ich beschlossen, Gemma zu helfen.“

„Dann macht weiter. Aber lasst euch nicht ablenken, verstanden?“

„Ja“, murmelten wir beide.

Gemmas Mutter ging weiter, aber sie drehte sich noch ein paar Mal zu uns um. Es war, als ob sie uns nicht ganz traute. Als würde sie vermuten, dass wir irgendetwas im Schilde führten.

Das stimmte ja auch irgendwie. Aber es schien mir nicht wie ein Streich oder irgendwas Verbotenes, deshalb wandte ich mich wieder an Gemma. „Weißt du, ich glaube nicht, dass du deine Mama fragen musst, ob du zu meinem Kuchenessen kommen darfst. Sie ist doch eigentlich nicht so.“

„Jedes Jahr lädst du mich wieder ein, Jessie, aber meine Mama würde mich nie gehen lassen. Und außerdem wette ich, dass deine Mama mich genauso wenig auf der Feier haben will wie meine. So etwas tut man einfach nicht.“

„So etwas tut man einfach nicht!“, schnaubte ich. „Wer hat diese blöden Regeln eigentlich gemacht?“

Gemma konzentrierte sich auf ihre Arbeit und schwieg. Aber ich kannte sie gut genug, um zu sehen, dass sie ihre eigenen Worte genauso wenig verstand wie ich.

Obwohl meine Mama mich in die Küche rief, ignorierte ich sie und redete weiter auf Gemma ein. „Hör gut zu. Du kommst einfach zu uns rüber, wenn der Kuchen geschnitten ist, und tust so, als würdest du irgendwas aufräumen. Ich Sorge dann dafür, dass du ein Stück Kuchen abbekommst.“

„Ich bin doch nicht so blöd und bringe mich wegen einem Stückchen Kuchen in Schwierigkeiten, das ich nach der Feier sowieso bekomme“, antwortete sie. „Du bist bloß stur.“

Ich seufzte, als meine Mutter mich ein zweites Mal rief. „Sie will bestimmt, dass ich ein Bad nehme, wollen wir wetten? Man sollte doch meinen, dass ich mit dreizehn Jahren alt genug bin, um selbst zu entscheiden, wann ich baden muss.“

„Dann würdest du nie baden“, lachte Gemma. „Und keiner würde mehr in deiner Nähe sein wollen.“

„Ich hasse es, an einem so stickigen Tag zu baden. Meine Haare trocknen dann einfach nicht.“

„Ein Bad an einem heißen Tag ist nie schlecht.“

„Doch, weil das Wasser nämlich genauso heiß ist wie die Luft.“

Gemma schüttelte den Kopf, wie sie es immer tat, wenn ich eigensinnig war. „Wasser ist Wasser. Irgendwie kühlt es einen immer.“

Ich glaubte ihr kein Wort, lief aber in die Küche, wo meine Mutter bereits die große Wanne aufgestellt und mit Wasser gefüllt hatte. Seit der Wasserhahn im Bad kaputt war, badete ich in dieser Wanne. Das Laken, das meine Mutter als Sichtschutz in den Türrahmen zum Nachbarraum gehängt hatte, begann zu flattern, als endlich der Wind aufkam, für den ich gebetet hatte.

Schnell schlüpfte ich aus meiner Latzhose und kletterte in die Wanne. „Das ist ja kochend heiß“, beschwerte ich mich.

„Dann können wir dich wohl zum Abendessen verspeisen“, erwiderte Mama und siebte Mehl in eine Schüssel. Es schien sie nicht im Mindesten zu kümmern, wie es mir ging. „Deine Gäste kommen in ungefähr einer halben Stunde, also trödel nicht zu lange herum, sonst kannst du sie aus der Wanne heraus begrüßen.“

„Schon gut.“

„Und wasch dir auch die Ohren.“

„Ja.“

Das Wasser schwappte immer wieder über den Rand, während ich mich etwas umständlich wusch. Auf dem Boden rund um die Wanne bildeten sich riesige Pfützen, doch das war egal, denn wenn meine Mutter kochte, musste die Küche hinterher sowieso geputzt werden. Allerdings würde sie dabei wahrscheinlich vor sich hin schimpfen, denn das Mehl und das Wasser klebten bestimmt gut am Boden fest. Als sie den Zucker abwog, hörte ich sie beten. „Lieber Herr Jesus, lass mich noch genug Zucker haben.“ Meine Mutter betete für alles, immer und überall.

Als ich mich abtrocknete, erfüllte der süße Duft der Kekse bereits das ganze Haus, und meine Mutter strich gerade Öl auf ein Huhn. Sie war eine gute Köchin, obwohl sie etwas chaotisch vorging. Und an meinen Geburtstagsfeiern versuchte sie sich immer selbst zu übertreffen.

In ein altes, blaues Handtuch gehüllt machte ich mich auf den Weg nach oben in mein Zimmer. Dort angekommen hörte ich meine Mutter rufen, dass ich auch ja ein Kleid anziehen solle. Dann fügte sie hinzu: „Bitte, Herr, lass sie heute gut aussehen.“ Ich denke, meine Mutter hat sich oft gefragt, warum ausgerechnet sie ein Mädchen bekommen musste, das sich die meiste Zeit wie ein Junge verhielt.

„Keine Latzhose!“, rief sie noch einmal. „Und zieh deine Sonntagschuhe an.“

Ich verdrehte die Augen, weil ich wusste, dass sie mich nicht sehen konnte. In ihrer Gegenwart hätte ich mich das niemals getraut. Ich hasste es, mich fein anzuziehen, aber an meinem Geburtstag, an Feiertagen, sonntags und wenn wir in die Stadt fuhren, blieb mir nichts anderes übrig. Dann musste ich eines von den drei Kleidern anziehen, die meine Mutter für mich genäht hatte. Sie war eine ebenso gute Näherin wie Köchin, aber ich hasste die Kleider trotzdem. Vor allem, weil ich mich immer ordentlich benehmen musste, wenn ich sie anhatte. Ich musste still auf meinem Stuhl sitzen und durfte keine Purzelbäume schlagen, jedenfalls nicht, ohne dafür Ärger zu bekommen. Auch jetzt zog ich das Kleid nur an, weil ich musste, und schlüpfte aus demselben Grund in meine Sonntagschuhe.

Ich hörte die Schritte meines Vaters über den Flur näherkommen und drehte mich lächelnd zu ihm um, als er im Türrahmen stehenblieb.

„Du siehst hübsch aus, Schätzchen“, sagte er.

„Das ist zu schade.“

„Na komm. Es ist doch nicht schlimm, wenn ein Mädchen auch wie ein Mädchen aussieht.“

„Wer sagt denn, dass man nur in einem Kleid wie ein Mädchen aussieht?“

Mein Vater trat in mein Zimmer. Dabei hinterließen seine dreckigen Stiefel deutliche Spuren auf dem Fußboden, über die sich Mama später beschweren würde. Er warf seinen Hut auf einen Stuhl und half mir, die Schleife von meinem Kleid zu binden. „Wir machen die Regeln nicht, wir gehorchen ihnen nur, mein Schatz.“

„Aber irgendjemand muss sich diese Regeln doch einmal ausgedacht haben. Können wir nicht einfach neue machen?“

„Das wirst du bestimmt eines Tages, Jessilyn“, seufzte er. „Doch jetzt solltest du dich besser an die Anweisungen deiner Mutter halten. Sie hasst es, wenn man ihr nicht gehorcht.“

„Kommst du heute zu meiner Party?“, fragte ich hoffnungsvoll, obwohl ich wusste, dass er den ganzen Morgen auf dem Feld gearbeitet hatte und eher einen Mittagsschlaf brauchte.

„Natürlich komme ich, das weißt du doch. Der Mais liegt schon bereit.“ Mein Vater rieb sich seine müden Augen, hob seinen Hut wieder auf und verließ das Zimmer. Dabei schlug er den Hut immer wieder gegen sein Bein, um den Dreck abzuklopfen.

Er arbeitete hart, vor allem im Sommer. Zwar halfen ihm immer einige Männer auf den Feldern, doch er arbeitete mindestens ebenso hart wie sie. Vor einiger Zeit war mir gedämmert, dass er nicht aus Pflichtgefühl so hart arbeitete, sondern eher, weil er es musste. Dieses Jahr halfen uns viel weniger Männer bei der Ernte als in den Jahren davor, und das lag nicht daran, dass uns keiner helfen wollte. Erst gestern hatte ich beobachtet, wie mein Vater drei Männer wieder weggeschickt hatte, die auf Arbeitssuche gewesen waren.

Unsere Gegend war arm und wir gehörten noch zu den Glücklichen, weil wir eine Farm und einen guten Pick-up hatten. Wir besaßen sogar ein paar Dinge, um die uns andere Menschen beneideten – einen Kühlschrank und ein Telefon. Darauf war meine Mutter ziemlich stolz. Wir waren nicht so reich wie der Bürgermeister und seine Frau, die in einem Haus mit Säulen vor der Haustür wohnten und ein richtiges Auto fuhren. Aber trotzdem ging es uns eigentlich gut. Mama und Papa redeten nie über Geldangelegenheiten, wenn ich dabei war, und ich wollte darüber auch gar nichts wissen. Das liebe Geld bereitete den Erwachsenen in meinen Augen schon genug Schwierigkeiten. Warum sollte ich mich also auch noch damit belasten?

Ich stieg die Treppe hinunter und trat auf die Veranda. Wie groß war meine Enttäuschung, als ich sah, dass Buddy Pernell schon fast bei unserem Haus angekommen war. Ich mochte ihn nicht besonders. Es gab eigentlich nur ganz wenige Kinder, die ich mochte. Ich begrüßte ihn – weil Mamas strenger Blick mich dazu zwang – und bedankte mich für den Teller voller Kekse, den mir seine Mutter in die Hand

drückte. In meiner Kindheit bekam man keine Geschenke; das war viel zu teuer. Doch jede Mutter brachte irgendeine Kleinigkeit vorbei, weil es sich so gehörte.

Nachdem fast alle Kinder eingetroffen waren, bog sich der Tisch fast unter den Marmeladengläsern, Schüsseln voller gezuckerter Erdbeeren und Kuchen. Es war sogar eine ganze Schüssel mit eingelegten Schweinefüßen dabei. Ich wollte diese Schüssel sofort entsorgen, aber meine Mutter durchkreuzte meinen Plan.

„Wir nehmen alle Geschenke dankbar an, Jessilyn“, zischte sie mir ins Ohr und stellte die Schüssel wieder auf den Tisch.

„Aber das sind Schweinefüße“, beschwerte ich mich.

„Wir nehmen auch die Schweinefüße.“

Es dauerte nur zehn Minuten, bis der erste Melonenkern in meinen Haaren landete. Alle anderen Mädchen fingen an zu schreien und gingen in Deckung, aber ich beschloss zurückzuschlagen. Ich schubste die Jungs ein bisschen, Mama fing an zu schreien, aber ich bekam trotzdem meine Abreibung.

Als wir mit dem Mittagessen fertig waren, erblickte ich Gemma, die gerade die Wäsche auf die Leine hängte. Ich rannte zu ihr, damit sie mir half, die klebrigen Kerne aus meinen Haaren zu kämmen.

„Du darfst dir das nicht gefallen lassen“, sagte sie.

„Ich hab’s dir heute Morgen schon gesagt“, jammerte ich und kniff meine Augen fest zusammen, damit ich den Schmerz aushalten konnte. Melonenkerne kleben besser als alles andere. „Sie sind alle größer als ich.“

„Sie führen sich auf wie kleine Jungs. Das ist das Problem.“

„Vielleicht. Aber das ändert gar nichts. Ich kann sie trotzdem nicht verhauen.“

„Nun, ich habe getan, was ich konnte.“ Gemma ließ ihren Blick noch einmal über mein sonnengebleichtes Haar gleiten. „Ich kann keine Kerne mehr sehen.“

„Wart’s nur ab, bis wir schwimmen gehen“, sagte ich zu ihr. „Ich werde schon irgendeinen Käfer finden, den ich Buddy Pernel in seine Unterhosen stecken kann. Er ist der Anführer der Jungs.“

„Pass nur auf dich auf. Diese Jungs könnten dir wirklich wehtun.“

„Ich habe keine Angst vor ihnen“, log ich. „Und außerdem sind sie selbst schuld.“

Gemma schüttelte den Kopf und griff nach den Socken meines Vaters, um sie auf die Leine zu hängen. „Du bist stur wie ein Esel, Jessie.“

Wahrscheinlich hatte sie recht, aber das würde ich niemals zugeben. Stattdessen ging ich zurück zu meinen Gästen, nahm mir ein Stück Kuchen und beobachtete, wie sich die Jungs boxten und knufften. Anscheinend spielten sie irgendein komisches Spiel. Die anderen Mädchen standen in kleinen Gruppen zusammen und kicherten darüber, wie süß der eine und wie stark der andere war. Ich wurde nicht schlau aus ihnen.

„Immer dieses Gekicher über die Jungs“, sagte ich mit vollem Mund. „Wenn ihr Mädchen auch nur ein bisschen Mumm in den Knochen hättet, würdet ihr mitspielen.“

„Warum spielst du nicht mit?“, fragte Ginny Lee Kidrey.

„Ich esse gerade. Es gibt keinen Grund, dieses Stück Kuchen in mich hineinzustopfen, nur um Fangen zu spielen. Das kann ich jeden Tag.“

„Du tust immer so, als wärst du ein Junge, Jessie Lassiter“, sagte Dolly Watson. Dolly hatte immer Kleider an und benutzte Parfüm, das nach toten Rosen roch. „Aber was weißt du schon von den richtigen Jungs?“

„Genug, um meine Zeit nicht mit ihnen zu verschwenden.“

Die Mädchen rümpften die Nase über mich – alle bis auf Ginny Lee. Sie war außer Gemma die einzige richtige Freundin, die ich hatte, und selbst sie wurde immer mehr wie die anderen.

Die Mädchen waren nur auf meiner Feier, weil meine Mama darauf bestanden hatte. Sie hatte gerne Gäste, doch in unserer Gegend gab es nicht viele Anlässe, um Gäste einzuladen. Deshalb musste ich jedes Jahr mitten in den Sommerferien die Kinder von der Schule zu mir einladen und meinen Geburtstag mit ihnen feiern. Eigentlich mochte ich an dieser Party nur das Essen. Doch ich wäre auch damit zufrieden gewesen, an meinem Geburtstag zusammen mit Gemma eine Riesenportion gekochten Mais zu essen.

Plötzlich kam Buddy Pernel auf mich zugerannt, blieb direkt vor mir stehen und zog mich am Zopf. „Stopfst du dir immer noch den Mund voll?“, fragte er mit einem spöttischen Grinsen. „Kannst du eigentlich auch noch was anderes als essen?“

Alle Jungs wussten, dass ich schnell aus der Haut fuhr, deshalb ärgerten sie mich so gerne. Ich antwortete Buddy wie sonst auch immer.

„Ich mag es einfach, euch Jungs dabei zuzusehen, wie ihr euch gegenseitig verprügelt. Und außerdem ist essen doch nicht schlimm.“

„Doch, weil es dich fett macht.“

„Ich bin nicht fett!“

„Wenn du so weiterfrisst, dann bist du bald so fett wie deine Mama.“

Ich wusste ganz genau, dass meine Mama nicht fett war. Ich wusste das ebenso genau, wie ich wusste, dass Buddy Pernells Mama fett war. Aber darum ging es hier nicht. Ob es nun stimmte oder nicht, er hatte meine Mutter beleidigt und ich musste noch nicht einmal über meine Antwort nachdenken. Ich schmierte Buddy den Rest meines Kuchens direkt ins Gesicht und achtete darauf, dass ich so nach oben drückte, dass ihm die Glasur auch ja seine knubbeligen Nasenlöcher füllte.

Plötzlich war Buddy alles andere als mutig. Er wischte sich mit beiden Händen hektisch über das Gesicht, als hätte ich ihm Säure in die Augen geschüttet, und schrie immer wieder, dass er keine Luft mehr bekäme.

Meine Mama kam hysterisch auf uns zugerannt. Sie versuchte Buddy zu trösten, während sie gleichzeitig heftig mit mir schimpfte. Ich erklärte ihr, dass ich noch nie von einem Menschen gehört hätte, der an einem Stück Kuchen erstickt sei, doch sie hörte mir gar nicht zu, sondern verpasste mir mit ihrer linken Hand eine saftige Ohrfeige und wischte Buddy mit der rechten den Rest Kuchen aus dem Gesicht.

Die anderen Jungs lachten Buddy aus, weil er sich von einem Mädchen hatte überrumpeln lassen, doch er war so damit beschäftigt, seine Nasenlöcher wieder frei zu kriegen, dass er sie gar nicht hörte.

Ich musste lächeln, als ich beobachtete, wie Buddys Mutter eine Serviette in die Hand nahm und Buddy dazu zwang hineinzuschnäuzen. Buddy trompetete, als wollte er sein Gehirn durch seine Nase pressen. Als er fertig war, konnte er wieder normal atmen, aber seine Mutter bestand darauf, seine Nase noch einmal eingehend zu untersuchen, um sicherzugehen, dass nicht doch noch irgendwo ein bisschen Glasur hängen geblieben war.

Die Jungs krümmten sich vor Lachen, als Buddys Nase von seiner Mutter so gründlich inspiziert wurde, und rissen ihre Witze darüber.

Ich wurde ins Haus gezerrt. Dort wartete eine ordentliche Abreibung auf mich. Ich versuchte meiner Mutter zu erklären, dass ein dreizehnjähriges Mädchen zu alt für eine Tracht Prügel sei. Doch sie sagte, wenn

ich mich wie ein kleines Kind verhielte, würde ich auch wie eins behandelt. Jedes Mal, wenn der Holzlöffel auf meinem Hinterteil landete, fiel mir noch eine Möglichkeit ein, wie ich es Buddy heimzahlen könnte. Denn wenn er meine Mutter nicht beleidigt hätte, dann wäre der Kuchen nie auch nur in die Nähe seiner Nase gekommen.

Ich ertrug die Prügel ohne mich zu beschweren, weil ich meiner Mutter nicht erzählen wollte, was Buddy Beleidigendes über sie gesagt hatte. Als alles vorbei war, ging ich mit schmerzdem Hinterteil zurück auf meine Geburtstagsfeier und wollte Rache.

Gemma sah mir sofort an, dass ich mit den Tränen kämpfte, und kam zu mir, um meine Augen mit ihrer Schürze zu trocknen.

Ich lächelte sie an. „Mir geht's gut. Jedenfalls wird es mir gut gehen, sobald ich es Buddy heimgezahlt habe.“

„Es ihm heimzahlen? Er ist derjenige, der es dir heimzahlen wird.“

„Er soll es nur versuchen. Ich hätte diese Tracht Prügel nie bekommen, wenn er sich nicht zuerst über meine Mama lustig gemacht hätte.“

„Hör auf, so zu reden. Er hat es sowieso schon auf dich abgesehen, und wenn du noch irgendetwas anstellst, dann macht er sicher etwas ganz Schlimmes mit dir.“

„Ich habe keine Angst vor ihm!“

Gemma schaute mich mitleidig an und schüttelte den Kopf. „Du redest immer so, als wärst du unglaublich zäh. Aber du wirst dich noch umgucken, wenn Buddy Pernel dir wirklich wehtut.“

Ich schnaubte, um ihr zu zeigen, dass sie sich unnötig Sorgen machte, aber tief in meinem Herzen wusste ich, dass ich in große Schwierigkeiten kommen könnte, wenn ich Buddy weiter herausforderte. „Jungs ohne Verstand können sehr gefährlich werden“, hatte meine Mutter mich schon ein paar Mal gewarnt, aber ich war zu stur, um dadurch auch nur das geringste Bisschen vorsichtiger zu werden. Ich war davon überzeugt, dass ich mit Recht sauer auf Buddy war und mich rächen musste. Doch ich beobachtete auch, dass Buddy immer wieder zu mir herüberschaute, als warte er nur auf die nächstbeste Gelegenheit, es mir heimzuzahlen. Und als ich ihn mit den anderen Jungs tuscheln sah, wurde mir doch langsam etwas mulmig zumute.

Aber ich wollte meine Angst auf gar keinen Fall zeigen, und so schlenderte ich zu den anderen Mädchen hinüber, als Gemma ins Haus

gerufen wurde. Sie standen in kleinen Grüppchen zusammen, spielten mit ihren Zöpfen und redeten über die Jungs.

Als meine Mutter uns so untätig herumstehen sah, wurde sie ärgerlich. Sie schlug uns vor, zur Abwechslung einmal etwas Sinnvolles zu tun. „Geht doch runter zum See und schwimmt. Bewegt euch mal richtig.“

Alle Mädchen kamen mit in mein Zimmer, um sich ihre Badeanzüge anzuziehen. Ich brauchte viel länger als die anderen, weil ich inzwischen doch mehr Angst hatte, als ich zugeben wollte.

Gemma hatte wohl wirklich recht gehabt, schoss es mir durch den Kopf. Ich würde für meine dumme Reaktion bezahlen, und zwar reichlich, und der beste Ort für Buddys Rache war der Teil des Sees, in dem wir schwimmen durften. Dort waren wir ganz allein und niemand konnte uns sehen.

Nachdem ich mich umgezogen hatte, ging ich nach unten, um meine Mutter zu suchen. „Vielleicht sollten wir heute lieber nicht schwimmen gehen“, sagte ich zu ihr, während sie eine weitere Karaffe mit süßem Eistee zubereitete.

„Es ist unglaublich heiß da draußen. Die Abkühlung wird euch allen guttun.“

„Es ist gar nicht so heiß.“

Meine Mutter hielt inne und schaute mich fragend an. „Haben wir uns nicht eben erst draußen gesehen? Die Luft ist dick wie Sirup.“

„Schwimmen gehen macht aber keinen Spaß.“

„Du schwimmst doch so gern.“

„Nicht heute. Heute will ich nicht.“

Jetzt war meine Mutter neugierig geworden. Sie wischte sich die Hände an ihrer Schürze ab und stemmte sie dann in die Hüften. „Warum sagst du mir nicht einfach, warum du heute so biestig bist?“

„Ich bin gar nicht biestig!“

„Widersprich mir nicht, Jessie. Wenn ich sage, dass du biestig bist, dann bist du es auch.“

Ich schaute auf meine Füße und seufzte. Ich konnte ihr unmöglich erzählen, was Buddy über sie gesagt hatte, und dass ich Angst hatte, wollte ich auch nicht zugeben.

„Nenn mir einen Grund, aus dem du heute nicht schwimmen gehen willst.“

Ich starrte weiter auf meine staubigen Füße und zuckte mit den Schultern.

„Du weißt es nicht. Willst du mir das damit sagen? Wenn du mir keinen guten Grund nennen kannst, dann machst du dich besser gleich auf den Weg zum See. Ich habe viel zu viel zu tun, als dass ich mir die Zeit nehmen könnte herauszufinden, was in deinem verrückten Kopf vorgeht.“

Ich spürte den Blick meiner Mutter im Rücken, als ich ohne ein weiteres Wort aus der Küche schlurfte und die Fliegengittertür hinter mir zuknallen ließ. Nach ein paar Schritten drehte ich mich um und schaute durchs Fenster. Meine Mutter summete ein Kirchenlied vor sich hin, das ich schon einmal im Gottesdienst gehört hatte. Ich atmete tief ein. In meiner blühenden Phantasie war dies ein letzter Abschiedsblick. Womöglich würde ich nicht lebend vom See zurückkommen. Mama würde sich ziemlich schlecht fühlen, falls ich an diesem Nachmittag starb. Denn dann müsste sie den Rest ihres Lebens mit der Schuld leben, mich in den Tod geschickt zu haben.

Arme Mama.

Kapitel 2

Als ich am See ankam, verflüchtigte sich auch der letzte Rest meines Mutes. Gemma war nicht hier, und so fühlte ich mich völlig allein. Die Jungs flüsterten immer noch miteinander, was meine Nervosität weiter ansteigen ließ. In der ersten Viertelstunde ging ich nicht ins Wasser, sondern tauchte nur ab und zu den Zeh hinein. Aber selbst den zog ich sofort wieder heraus, wenn ein Junge in meine Nähe kam. Zu den Mädchen wollte ich mich auch nicht setzen, weil ich ihr Gegacker nicht länger ertragen konnte. Sie redeten die ganze Zeit darüber, wie welcher Junge ohne sein Hemd aussah und wer der beste Schwimmer war. Außerdem war ich damit beschäftigt, alle im Auge zu behalten, damit mich niemand überrumpelte.

„Was machst du 'n da, Jessie?“, fragte Buddy. Auf seinem sonnenverbrannten Gesicht lag schon wieder ein spöttisches Grinsen. „Is' wohl nicht heiß genug für dich?“

Oh, es war heiß genug, daran gab es keinen Zweifel. Der Schweiß lief mir in Sturzbächen über das Gesicht und meine Haare kräuselten sich wie wild, aber ich war entschlossen, mein Blut lieber überkochen zu lassen, als in einen See voller hinterhältiger Jungs zu springen. „Es ist ja gar nicht so heiß“, sagte ich genervt. „Wenn es mir zu warm wird, komme ich schon rein.“

„Warum kommst du nicht gleich rein?“

„Wann ich was tue, geht dich doch überhaupt nichts an, oder?“

Plötzlich hörte ich Schritte und fuhr herum. Einer der Jungs hatte sich von hinten an mich herangeschlichen. Mehr brauchte Buddy nicht. Er griff nach meinen Füßen und zerrte mich mit aller Kraft in den See. Ich rang nach Luft, als mein Kopf endlich wieder über Wasser war, und trat wild um mich, damit Buddy nicht in meine Nähe kommen konnte. Doch die anderen Jungs waren ihrem Freund bereits zu Hilfe gekommen und standen wie Haie im Kreis um mich herum.

„Das war ein gemeiner Trick!“, schrie ich.

„Genauso wie das, was du mit mir gemacht hast“, schrie Buddy zurück. „Keiner darf mich ungestraft so behandeln.“

„Warum findest du dich nicht einfach damit ab?“

Das waren meine letzten Worte, bevor Buddy meinen Kopf unter Wasser drückte. Dort hielt er mich fest. Verzweifelt trat ich mit den Füßen um mich, um wieder nach oben zu kommen. Ich hörte die Jungs lachen, als wären sie zehn Kilometer weit weg. Als Buddy mich endlich nach oben zerrte, brannte meine Brust vom langen Luftanhalten. Mir blieb kaum Zeit einzuatmen, bevor er mich erneut nach unten drückte.

Das trübe Wasser wirbelte vor meinen Augen. Ich versuchte einen der Jungs am Bein zu packen, um ihn mit nach unten zu ziehen. Aber meine Arme waren nicht lang genug. Diesmal gingen sie zu weit. Sie hielten mich länger unter Wasser, als ich die Luft anhalten konnte, und ich wurde panisch.

Endlich zerrten sie mich doch wieder nach oben. Mit weit aufgerissenen Augen sah ich das Sonnenlicht auf mich zukommen, je weiter ich mich der Wasseroberfläche näherte. Mein Atem kam in heißen Stößen und ich versuchte verzweifelt, trotz des Wassers in meinen Augen etwas zu erkennen. Als ich wieder normal Luft holen konnte, wehrte ich mit aller Macht gegen Buddys Umklammerung. Ich schaffte es, mich aus seinem Griff zu befreien und schwamm wie der Teufel davon.

„Sie darf nicht so leicht davonkommen“, hörte ich Buddy hinter mir brüllen.

So schnell ich konnte, schwamm ich auf das Ufer zu, wo die anderen Mädchen standen und mich zur Eile antrieben. Offensichtlich hatten sie solche Angst um mich bekommen, dass sie die Seiten gewechselt hatten.

Ginny Lee weinte und rang die Hände. „Beil dich doch, Jessie“, rief sie. „Schwimm! Schwimm!“

Ich schwamm so schnell ich konnte, aber ich war nicht schnell genug, das merkte ich. Durch das lange Luftanhalten und den Kampf gegen Buddy war ich am Ende meiner Kräfte. Meine Arme und Beine fühlten sich an, als gehörten sie gar nicht zu mir, und in meinem Kopf drehte sich alles. Ich würde es nie bis ans Ufer und zu den Mädchen schaffen, deshalb drehte ich ab und schwamm auf die moosigen Felsen an der Südseite des Sees zu. Das war der absolut schwierigste Weg aus dem See – das wussten alle. Selbst die Jungs kletterten die Felsen nur hoch, wenn sie eine Mutprobe bestehen mussten, aber ich wollte so schnell wie möglich aus dem See, egal wie und wo.

Die Stimmen der Jungs kamen immer näher. Endlich war ich an den

Felsen. Ich streckte die Hand aus dem Wasser und erreichte den untersten Felsblock. Verzweifelt zog ich mich mit meinen erschöpften Armen hoch. Gerade hatte ich den zweiten Felsblock erreicht und glaubte schon, in Sicherheit zu sein, da spürte ich eine Hand an meinem linken Bein. Ich wurde zurück ins Wasser gezogen. Mit aller Kraft versuchte ich mich mit meinen Fingernägeln an den Felsen festzukrallen, aber es war aussichtslos. Siegfessicher zog Buddy noch einmal heftig an meinem Bein und ich rutschte die glitschigen Felsen hinunter. Am letzten Felsblock stieß ich mir heftig den Kopf an, dann fiel ich zurück ins Wasser.

Durch diesen Stoß war ich halb bewusstlos und ging unter wie ein Stein. Ich hörte gedämpfte Stimmen, das war alles. Der Rest von mir war unendlich müde, ich konnte einfach nichts mehr bewegen.

Ich kann mich nicht wirklich daran erinnern, was in den nächsten Sekunden passierte, aber ich erinnere mich noch sehr gut daran, wie ich gerettet wurde. Daran werde ich mich wohl immer erinnern. Gerade als mein Fuß den schmierigen Seeboden berührte, spürte ich, wie mich jemand an meinem Badeanzug packte und hochzog. Als mein Kopf durch die Wasseroberfläche brach, rang ich heftig nach Luft. Dadurch wurde mir noch schwindeliger, als mir ohnehin schon war.

„Beruhige dich“, sagte eine keuchende Stimme neben mir. „Du musst langsamer atmen.“

Mein Retter zog mich aus dem See und legte mich ans Ufer. Ich glitt zu Boden wie ein toter Fisch und konnte mich nicht bewegen. Die Sonne wärmte meinen Körper schnell wieder auf, aber ich zitterte und keuchte immer noch. Ich hörte die Stimmen der Mädchen nur von ferne. Sie schrien alle, wie schrecklich ich aussähe und wie bleich ich sei, beinahe so als wäre ich tot. Ein bisschen fühlte es sich auch so an.

Die Stimme über mir sprach mich erneut an, diesmal noch bestimmter. „Ich hab dir doch gesagt, dass du langsamer atmen sollst. Du musst dich beruhigen.“

Ich wusste nicht, wer dieser Mensch war, und mir war zu schwindelig, als dass ich die Augen hätte öffnen und ihn ansehen können. Doch seine Anweisungen machten mich nicht ärgerlich, wie Anweisungen es sonst immer taten, sondern halfen mir, mich zu entspannen. Innerhalb einer Minute hatte sich mein Atem beruhigt und ich hatte keinen

Schluckauf mehr. Außerdem spürte ich, wie meine Kraft langsam zurückkehrte.

„Na also“, sagte mein Retter. „Jetzt kommt wieder Farbe in dein Gesicht. Du siehst schon viel besser aus.“

Endlich hatte ich das Gefühl, dass mein Körper mir wieder gehorchte, und so machte ich die Augen auf. Ich wollte endlich den großen Unbekannten sehen, der mich aus meinem wässrigen Grab gezogen hatte. Ich mochte den Ausdruck „wässriges Grab“. Zu Beginn des Sommers hatte ich ein Buch über ein Mädchen gelesen, dessen Mutter ertrunken war. In dem Buch hatte gestanden, dass die Frau „tragisch in einem kalten, wässrigen Grab ihr Verderben gefunden hatte“. Das Mädchen hatte mir wirklich leidgetan, aber der Tod der Mutter an sich hatte mich durchaus fasziniert. Trotzdem war ich glücklich, dass mich heute nicht das gleiche Schicksal ereilt hatte.

Meine Wimpern waren vom Wasser verklebt und die Sonne schien mir in die Augen, sodass ich nur kleine farbige Punkte erkennen konnte und dahinter eine dunkle, schattenhafte Gestalt. „Ich kann nichts sehen. Ich glaube, ich bin blind. Alles glitzert irgendwie.“

Der Mann über mir trocknete meine Augen vorsichtig mit seinem Handrücken. „Einen Augenblick. Du bist nicht blind, nur nass.“

Ich zitterte, bevor ich ihn mir noch einmal genauer anschaute ... und dann zitterte ich wieder. Ich hatte die Mädchen und ihr albernes Gekicher und Gerede über die Jungs nie verstanden. Ich war davon überzeugt, dass Jungs nur Ärger machten. Jedenfalls brauchte ich keinen Mann in meinem Leben und ich war glücklich darüber. Aber als ich jetzt in das sonnengebräunte Gesicht über mir schaute, das noch ganz nass war, musste ich an all die süßigen Liebesromane denken, die ich gelesen hatte. Zum ersten Mal verstand ich, wovon da die Rede gewesen war.

Mein Retter lächelte mich an, so als ob er sich ein bisschen über meine Angst um mein Augenlicht lustig machen wollte. Doch das war mir egal. Ich sah nur sein strahlendes Lächeln und seine dunkelblauen Augen. Er konnte sich über mich lustig machen so viel er wollte, ich würde ihn nie so hassen, wie ich die anderen Jungs hasste.

Sein Lächeln verschwand, als Buddy ihn fragte, wie es mir gehe. Ich beobachtete mit einer gewissen Genugtuung, wie er mit den Jungs schimpfte. „Was geht dich das an? Sie war dir doch auch egal, als du

sie immer wieder unter Wasser gedrückt hast und sie fast ertrunken ist. Ich hab gesehen, wie du sie von dem Felsen gezerrt hast. Es hat dir ziemlichen Spaß gemacht.“

„Ich wollte ihr nicht wehtun.“

„Was hast du dir dann dabei gedacht, als du sie immer wieder unter Wasser gedrückt hast?“

„Sie hat sich den Kopf an dem Felsen gestoßen. Deshalb ist sie untergegangen. Ich hab ihr nicht absichtlich den Kopf angehauen.“

Mein Retter drehte sich zu mir um und fragte: „Du hast dir den Kopf gestoßen? Wo?“

„Ich glaube, irgendwo hier“, murmelte ich. Immer noch halb benommen hob ich meinen Arm, der sich wie Blei anfühlte, und berührte die schmerzende Stelle über meinem Auge. Meine nassen Haare lagen wie ein Klumpen darüber. Der stechende Schmerz, der mir augenblicklich durch den Kopf schoss, verriet mir, dass ich die richtige Stelle erwischte hatte.

Er strich mir die Haare aus der Stirn und stieß einen anerkennenden Pfiff aus. „Die Beule hat es ganz schön in sich. Du blutest wie verrückt.“ Er nahm einen Teil seines nassen Hemdes in die Hände und riss einen Streifen ab. Dann wickelte er ihn mir wie einen Verband um den Kopf.

Zum ersten Mal in meinem Leben schämte ich mich dafür, wie ich aussah.

„Wird sie sterben?“, fragte Ginny Lee, als sie das Blut sah. „Oh, sie wird sterben, ganz bestimmt. Was hast du nur getan, Buddy? Du hast sie umgebracht!“

Mein Retter hob mich mit seinen starken Armen hoch und trug mich über den schlüpfrigen Uferboden ein Stück weiter vom Wasser weg. „Sie wird nicht sterben. Aber kann mir einer von euch sagen, wo sie wohnt? Dann bringe ich sie nach Hause.“

„Werden Sie ihrem Vater sagen, was ich gemacht habe?“, fragte Buddy nervös. „Er wird mir das Fell über die Ohren ziehen.“

Gerade zur richtigen Zeit fand ich meine Stimme wieder. Buddy hatte seine Frage noch nicht richtig ausgesprochen, da zischte ich ihn auch schon an: „Diesmal kommst du nicht so einfach davon, Buddy Pernel. Mein Papa wird es deinem Papa erzählen, und der wird dich ordentlich verprügeln. Und du hast gedacht, dein Papa wäre wütend auf dich

gewesen, als du mir letzten Sommer die Haare abgeschnitten hast. Du wirst dich noch wundern.“

„Wer ist denn nun dein Papa, Mädchen?“, fragte mich der junge Mann.

„Harley Lassiter.“

„Die Lassiters vom Rocky Creek?“

„Ja, Sir.“

„Du musst mich nicht Sir nennen“, sagte mein Retter lachend. Er war ein bisschen außer Atem, weil er mich nun schon eine ganze Weile herumtrug. „Da habe ich gleich das Gefühl, ich wäre schon ein alter Mann.“

„Oh, Sie sind kein alter Mann“, sagte ich hastig.

„Darauf kannst du wetten! Wenn du aber eine Lassiter bist, dann sag mir doch, welche du bist.“

„Jessilyn“, erwiderte ich. Ich sagte ihm absichtlich meinen ganzen Namen. Das hörte sich älter an.

„Nun denn, Jessilyn, mein Name ist Luke Talley. Ich denke, wir sind wohl so etwas wie Nachbarn. Ich bin nämlich gerade in die Hütte unten an der Straße gezogen. Nur schade, dass wir uns auf diese Weise kennenlernen mussten.“

Ich fand das gar nicht schade. Von einem starken Mann gerettet und dann auf seinen Armen nach Hause getragen zu werden, fand ich keinen schlechten Weg, jemandes Bekanntschaft zu machen. Aber das würde ich vor ihm natürlich niemals zugeben.

Jetzt waren wir schon fast bei mir zu Hause. Die anderen Kinder folgten uns und hatten sich mittlerweile etwas beruhigt. Trotzdem war Buddy Pernell immer noch leichenblass. Er wusste, dass mein Papa aus der Haut fahren würde.

Und ich freute mich schon darauf.

Meine Mama sah uns als Erste. Sie schrie nach meinem Vater, rannte zu uns und legte ihre zitternden Hände um meinen bandagierten Kopf. „Was ist passiert? Was ist mit meinem Baby?“

Ich wollte Luke Talley erklären, dass ich kein Baby mehr war, aber ich hatte keine Chance. Als meine Mama meine blutende Wunde entdeckte, gab es kein Halten mehr. Sie kreischte, als würde ihr der Himmel auf den Kopf fallen. „Sie blutet! Mein Baby blutet! Siehst du das, Harley?“, fragte sie meinen Vater, der aus der Scheune gerannt kam. „Deine Tochter blutet am Kopf.“

Gemmas Mutter und ihr Mann kamen auch aus der Scheune gerannt. Ihre Gesichter waren so blass, als wäre ich tot. „Was um alles in der Welt ist passiert?“, riefen sie. „Was ist mit Jessilyn?“

Gemma klammerte sich an die Hand ihrer Mutter. „Ich wette, die Jungs haben Jessie wehgetan“, sagte sie. „Ich wusste, dass sie irgendwas vorhaben.“

Miss Opal rannte in die Küche, um frische Tücher zu holen, und Mr Joe sah sich meine Wunde genauer an. „Ich rufe den Doktor“, sagte er. „Vielleicht muss er das nähen.“

Ich hatte das Gefühl, dass sie sich alle viel zu sehr über diese Kleinigkeit aufregten.

Luke legte mich auf das Sofa auf der Veranda, wie Mama es ihm gesagt hatte. Danach stellte er sich vor. „Sie ist von den Felsen am See gefallen“, erklärte er. „Hat ziemlich viel Wasser geschluckt.“

Gemma kniete sich neben mich. Ihre Hände zitterten.

„Die Jungs haben mich unter Wasser gedrückt. Ich bin fast ertrunken“, erzählte ich ihr. Dann flüsterte ich ihr noch zu: „Er hat mich gerettet.“

„Sie ist fast ertrunken“, murmelte meine Mutter, die sich gerade um meine Wunde kümmerte. „Danke, lieber Herr Jesus im Himmel, dass du mein Baby wieder sicher nach Hause gebracht hast.“ Sie betupfte meinen schmerzenden Kopf mit einem nassen Tuch und untersuchte die Wunde dann genauer.

„Ich hab dir doch gesagt, du sollst dich von den Jungs fernhalten“, schimpfte Gemma. „Ich hab dich gewarnt, dass sie dich tunken würden, und das haben sie getan, oder? Das nächste Mal hörst du auf mich.“

Bei Gemmas Worten flackerte der Ärger in meiner Mutter erneut auf. Sie hörte auf, meine Wunde zu säubern, drehte sich um und schaute die Jungs finster an. „Wer von euch hat das getan?“, fragte sie mit zitternder Stimme. „Welcher von euch Raufbolden hat meinem Baby wehgetan?“

„Mama“, wimmerte ich. „Ich bin kein Baby.“

Mama ignorierte mich und starrte die Jungs immer noch wütend an. „Ich habe euch etwas gefragt. Wer von euch ist es gewesen?“

Ich hatte mir vorgenommen, nichts zu sagen, denn ich wollte keine Petze sein. Ich musste auch nichts sagen, denn ich wusste, dass mein

Vater es ohnehin herausbekommen würde. Er hatte einen sechsten Sinn für solche Sachen. Als mein Papa seinen Blick über die Jungs gleiten ließ, fiel es ihm nicht schwer, den Schuldigen auszumachen. Buddys schuldbewusster Gesichtsausdruck verriet ihn sofort.

„Buddy Pernell“, sagte mein Papa in seiner gewohnt freundlichen Art. „Hast du Jessilyn das angetan?“

„Das hat er“, sagte Ginny Lee, bevor Buddy eine Chance hatte, selbst zu antworten. „Er hat es getan und er hat dabei auch noch gelacht.“

Obwohl meine Mutter fuchsteufelswild war, kümmerte sie sich jetzt wieder um meine Wunde. Sie überließ es meinem Vater, sich um alles andere zu kümmern. Und das würde er tun, das wusste sie. Ich beobachtete alles ganz genau, zuckte aber jedes Mal zusammen, wenn meine Mutter meinen Kopf berührte. Mein Vater packte Buddy am Kragen, fast so, als wäre er ein Welp, und schob ihn zu seinem Vater hinüber. Buddys Vater stand breitbeinig da. Seine eine Hand lag auf seinem Gürtel, als würde er ihn jeden Moment herausreißen, um Buddys Hinterteil damit zu bearbeiten.

Buddy Pernell war in großen Schwierigkeiten, das stand außer Zweifel.